

Schmerzen

Im Film *Katharina Bullin – Und ich dachte, ich wär' die Größte* berichtet die ehemalige Nationalspielerin, was die DDR-Medizin mit ihr angerichtet hat

Das Hinterhältige an der ganzen Sache sei, sagt Katharina Bullin, dass sie „die Entscheidung nicht mir überlassen“ haben. Dass sie nichts erfahren habe von möglichen Folgeschäden, keine Chance hatte, das Risiko abzuwägen, keine Möglichkeit, sich selbst ein Bild zu machen. Nicht von der Wirkung der *u. M.*, der *unterstützenden Mittel*, nicht von der medizinischen Betreuung. 1979 etwa, als die DDR-Nationalspielerin einen doppelten Mittelfußbruch erlitten hatte, hätte zur Heilung eigentlich eine Platte eingesetzt werden müssen. Statt dessen wies die Ärztin sie an, einen Spezialgips zu tragen. Und Katharina Bullin trainierte mit gebrochenem Fuß, spielte mit gebrochenem Fuß die EM.

Schmerzen? Schmerzen war Katharina Bullin da längst gewohnt. In ihrer Krankenakte bescheinigte ihr ein Arzt damals, als Neuling in der Nationalmannschaft, eine Körperschädigung von 35 bis 40 Prozent. Katharina Bullin erfuhr davon knapp 30 Jahre später. Unter Schmerzen, nur dank der Spritzen, spielte sie auch im olympischen Finale 1980 in Moskau gegen die Sowjetunion. Sie war eine der Besten, spielte durch. Auf den Bildern von damals ist ihre Verbissenheit zu sehen, der starre, alles andere ausblendende Blick. Von Schmerzen, sagt sie, habe sie da nichts gespürt. „Der Adrenalinpiegel ist so hoch. Aber danach brichst du völlig zusammen.“ Olympia-Silber, das war für sie das Ziel aller Wünsche. „Ich hab' gedacht, ich bin die Größte“, erinnert sie sich. „Ich hab' wirklich gedacht, ich bin die Größte in der ganzen DDR.“

Mit 20 Jahren kam das Aus: Untauglich für den Leistungssport

Kurz danach kam das Urteil der Ärzte: untauglich für den Leistungssport, wegen der dritten Schulteroperation. Mit 20. Seither sind ihr vom Leistungssport vor allem eines geblieben: Schmerzen. Sie haben ihr den Lebensinhalt genommen und den Arbeitsplatz, sie kosten sie den Schlaf und eine Menge Geld. Sie habe die Schmerzen satt, sagt Katharina Bullin: „Es gibt Tage, da denk' ich, ich will nicht mehr.“



FOTO: IMAGO/KARL-HEINZ STANA

Olympia-Silber 1980 in Moskau: Katharina Bullin (links) und Karin Püschel jubeln

Kugelstoßen oder Volleyball – das ist für sie früh die Alternative. Sie entscheidet sich gegen Kugelstoßen, „da haben mich die dicken Frauen abgeschreckt“. Sie trainiert zweimal täglich, plus Massage, Schule, Politunterricht. Im Trainingslager sind es bis zu 50 Stunden pro Woche. Katharina Bullin ist ehrgeizig, kann sich über die Maßen verausgaben. Über die *u. M.* macht sie sich keine Gedanken. „Hauptsache, ich hab' das Training durchgestanden.“ Ärzten und Trainern vertraut sie blindlings. Von Testosteron hat sie noch nie gehört.

Die ersten Zeichen ändern daran nicht viel: Bartwuchs, tiefe Stimme, Ausbleiben der Regelblutung. Riesige Hände, enorme Oberschenkel, gewaltige athletische Werte. „Wenn du mit neun anfängst und immer unter dieser Glocke lebst, wenn du nie was Negatives über den Leistungssport hörst, immer nur was von Diplomaten in Trainingsanzügen, dann glaubst du das einfach.“ Es folgen Olympia in Moskau und das Aus danach. Jede Menge Operationen schließen sich an. Katharina Bullin, die sich immer über Leistung identifiziert hat, verliert den Halt. „Da fing ich an zu saufen. Viele Jahre habe ich gesoffen.“ Das Thema Sport war

längst erledigt. Irgendwann verkaufte sie ihre Medaille, für 500 Mark, an einen Sammler. „Das war für mich nur noch Blech.“ Das ging so bis 1993. Bis sie merkte, dass sie sich entscheiden muss: „Gosse oder was tun.“ Sie tut was, will plötzlich alles nachholen, spürt einen immensen Wissensdrang. Sie arbeitet mit geistig und körperlich Behinderten, geht in der Tätigkeit auf. Bis sie auch die aufgeben muss. Die Schmerzen. Halswirbelsäule, Lendenwirbelsäule, Schulter, Hände, Hüfte, Knie. Seither sucht sie einen Weg aus der Arbeitslosigkeit.

Ein Blick in die Krankenakte von 1978 brachte schreckliche Gewissheit

Erzählt hat Katharina Bullin das alles dem Berliner Dokumentarfilmer Marcus Welsch. Drei Jahre und 30 Tage hat er an dem Film *Katharina Bullin – Und ich dachte, ich wär' die Größte* gearbeitet und ihn auf eigene Faust produziert. Mit Doping-Themen, hat er erfahren, rennt man bei größeren Anstalten „keine offenen Türen ein“. Es ist ein beklemmendes Porträt, zu einem großen Teil mit einfachen Mitteln gedreht. Oft sitzt Katharina Bullin, 46 Jahre alt, einfach nur am Tisch oder auf dem Sofa und erzählt, und man könnte ihr stundenlang gebannt zuhören. Bei den Dreharbeiten stieß sie endlich auf einen Beweis, dass sie gedopt wurde. Immer wieder war ihr eingeredet worden, sie bilde sich das nur ein. Bis sie mit dem Sporthistoriker Giselher Spitzer ihre Krankenakte durchsah, in der stand: „Anabole Steroide“. Notiert 1978 im Zusammenhang mit einer gynäkologischen Behandlung. Katharina Bullin hat Anzeige erstattet, gegen ihre ehemalige Ärztin, den Auswahltrainer, den Heimtrainer. Sie wurde abgewiesen. Sie sei über 18 gewesen und ihre eigenen Entscheidungen gefällt. „Du erzählst dein ganzes Leben, in allen Einzelheiten, mehr als beim Gynäkologen, und plötzlich ist die Tür zu, bong!“ Der Film, sagt Marcus Welsch, soll keine Polemik sein und auch nicht reine Anklage. Er soll Mut machen und die Leistung, eine solche Lebensgeschichte aufzuarbeiten, veranschaulichen. Geholfen hat Katharina Bullin dabei trotz allem auch der Sport. Im Krafraum trotzt sie dem eigenen Körper weiter, überspielt den Schmerz, überschreitet aufs Neue ihre Grenzen. Und entlastet durch die massiven Muskelpakete, die sie sich antrainiert hat, auch den geschundenen Knochenapparat. Katharina Bullin hat eine Ausbildung als Referentin für Gesundheitstourismus abgeschlossen. Einen Job sucht sie noch.

Bernd Steinle/erschieden in:
Frankfurter Allgemeine Zeitung ■